



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Andreas-v. Reyher, Alexander: Im Flecken : Erzählung aus der russischen
Provinz : fünftes Kapitel : die Heiratskandidaten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas=v. Keyßer

Fünftes Kapitel: Die Heiratskandidaten.

Als Wolski von der Ankunft der beiden Töchter Marja und Olga aus den Häusern Botfcharow und Schejin hörte, stand es sogleich bei ihm fest, eine von ihnen zu wählen und zur Frau Wolski zu machen. Die Sache betrachtete er als so entschieden, daß er einen ganzen Tag darüber grübelte, welcher von beiden er den Vorzug geben sollte. Geld hatten nach der allgemeinen Ansicht der Fleckenbewohner die Väter beider zur Genüge, wenn Botfcharow auch als sehr viel reicher galt, und beide Mädchen waren die einzigen Erben des ganzen väterlichen Vermögens. Unwillkürlich zog es ihn mehr zu Olga, die adlich war wie er selbst. Die reiche und gebildete Kaufmannstochter war jedoch auch nicht zu verachten. — Er kam endlich zu dem Schlusse, er wolle seinem Geschmac ein Zugeständnis machen und die nehmen, die ihm besser behagen würde.

Nachdem er das mit sich ausgemacht hatte, besorgte er sich die zur eigenen äußeren Eleganz nötigen neuen Stücke, und zwar gegen bare Zahlung. Geld dazu besaß er im Augenblick nicht, aber er verwandte darauf die Summe, die er seinem Speisewirt Ischernow und seiner Stubenwirtin hatte einzahlen wollen. Ischernow und die Stubenwirtin mochten warten, denn ob er denen schuldete oder nicht, das erfuhr nicht so leicht jemand. Ischernow war jedenfalls in diesem Stücke verschwiegen wie das Grab. Die Sachen zur Verschönerung seines Ich mußte er bei Utjanow kaufen, und dort hielt er es unter den gegebenen Umständen für nötig, nicht schuldig zu bleiben, denn Utjanow konnte im Gespräch mit Botfcharow aus Gedankenlosigkeit oder Bosheit der Sache Erwähnung tun. Es konnte sich zum Beispiel treffen, daß Utjanow mit Botfcharow auf der Straße zusammenstand und er selbst gerade vorüberging. Wie leicht konnte Utjanow sagen: „Sieh doch, wie er sich in meinen Federn brüstet, denn was er auf dem Leibe hat, ist er mir schuldig!“ Das wäre eine gar schlechte Empfehlung. O, er war vor- und weitsichtig, der Aufseher Wladimir Swanowitsch Wolski, und wußte genau, wessen dergleichen Leute fähig sind.

Zuerst gelang es ihm, Olga zu Gesicht zu bekommen, als sie mit einem Buche in der Hand auf die Chaussee trat und in den Flecken — zu Marja — ging. Er streifte sie mit einem prüfenden Blick von oben bis unten, wie ein

aufmerksamer Polizeibeamter es tun muß, wenn er in seinem Bezirk einen Fremden bemerkt.

„Ah,“ sprach er bei sich, als sie vorbei war, „eine hübsche Erscheinung, sehr ansprechend. hm, es kommt mir vor, daß ich mich für diese werde entscheiden müssen.“

Dabei wandte er sich, um ihr nachzusehen, und sie — hatte sich bereits gewandt, stand und sah ihm nach. Es war ihr nicht sehr übelzunehmen, denn sie hatte natürlich gleich begriffen, daß der Begegnende kein anderer sein konnte als der neue Aufseher, von dem der Vater geschrieben und über den sie das Gespräch mit Marja gehabt hatte, und sie machte unwillkürlich Halt, weil er viel vorteilhafter und eleganter aussah, als sie es sich vorgestellt hatte. Sie kehrte sich blitzschnell wieder ab, als ihre Augen sich trafen, und verfolgte eilig ihren Weg, indem sie sich mit Überzeugung eine dumme Gans schalt. Er hob den Kopf und machte langsam eine halbe Wendung, als ob er sich gar nicht nach ihr umgeschaut hätte, sondern von Amtes wegen Rundschau hielte. Aber er frohlockte innerlich. Er war ihr also aufgefallen und — nun, vom Auffallen ist es nicht weit zum Gefallen.

Am folgenden Tage begegnete er ihr wieder, tat anfangs, als ob er sie gar nicht sähe und vertieft in das pflichtgemäße Betrachten der Umgebung wäre. Nur einen ganz kurzen Blick schenkte er ihr, wie der Polizeibeamte ihn jedem zuteil werden lassen muß, an dem er vorübergeht. Es lag keine Spur von Erkennen in dem Blick. Sie sah gerade vor sich nieder, und es war fraglich, ob sie seine Person bemerkt hatte. Der Blick war ihr ohne Zweifel entgangen.

„hm,“ dachte Wolski, „ich hätte sie bei diesem zweiten Zusammentreffen eigentlich wohl schon grüßen dürfen.“

Als er sie am dritten Tage kommen sah, strich er den Handschuh strammer und schaute schon auf zehn Schritte Entfernung gerade auf sie wie jemand, der nicht ganz im reinen damit ist, ob er den Begegnenden kennt oder nicht. Auf fünf Schritte ließ er es wie plötzliche Erinnerung über sein Gesicht ziehen und er wollte eben die Hand heben — da beugte sie den Kopf zu der von ihm abgewandten Seite nieder und nestelte unter der Mantille an ihrem Gürtel, wo etwas in Unordnung geraten sein mußte. Aus dem Gruße wurde wieder nichts.

„Was war das?“ fragte sich Wolski. „Stolz oder Verlegenheit?“

An demselben Tage sah er zum erstenmal Marja Botscharow, aber wo blieb er bei der mit seinem prüfenden Polizeiblick, den er ihr zugedacht hatte! Noch ehe er den Blick begann, verschlang sie ihn bereits mit den weit offenen Augen unter den emporgezogenen Brauen. Ihm wurde fast unheimlich bei diesem Anstarren, so daß es ihm nicht gelang, ihre ganze Person zu mustern und er sich nur ihr Gesicht unwillkürlich einprägte.

Er ging gewissermaßen fassungslos weiter. Es war ihm, als ob jemand ihn geschlagen hätte. Erst nach einer geraumen Weile kam er zur Besinnung und zu klaren Gedanken.

Die Frechheit! Das war ein gebildetes, wohlherzogenes Mädchen!

Er beschloß sich um Marja nicht mehr zu kümmern, dafür aber sobald wie möglich bei Olga seinen Gruß anzubringen und die Gelegenheit herbeizuführen, mit ihr Bekanntschaft zu machen. Das Schicksal wollte jedoch, daß er zwei Tage

vergeblich auf den Beinen war und Olga nicht zu Gesicht bekam. Als er endlich am dritten Tage sich dem Hause Schejins näherte, ging die Tür auf, Olga trat heraus und kam ihm mit raschen Schritten entgegen. Sie trug den Schirm vorgebeugt, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Der Schirm sollte ihn jedoch nicht hindern. Ob sie den Schirm hob oder nicht, einerlei, er beabsichtigte laut zu grüßen und sie dadurch zu zwingen, von ihm Notiz zu nehmen. Sie ließ es darauf nicht ankommen. Sie beseitigte selbst den Schirm und sah ihn voll und freundlich an. Da sollte doch das Donnerwetter dreinschlagen! Es war nicht Olga Schejin, sondern Marja Wotscharow.

Sein halbgehobener Arm sank wieder. Sein verbindliches Gesicht verfinsterte sich. Die Enttäuschung war so groß, daß er in seinem Mißmut mit hastigen Schritten geradeaus eilte und nicht eher anhielt, als bis er die Häuser des Vorfleckens erreichte, wo er gar nichts zu suchen hatte. Wenn doch die freche Kaufmannstochter der Teufel geholt hätte!

Im, eigentlich, wenn er sich ihr Gesicht so recht vergegenwärtigte — frech hatte sie nicht ausgesehen, wenigstens diesmal nicht. Offen hatte sie ihn angeblickt und freundlich, sehr freundlich, aber frech — nein, ganz gewiß nicht. Frechheit hatte in dem Blick nicht gelegen, eher Neugier, kindliche, unverhohlene Neugier. Und außerdem — hübsch war das Gesicht, auffallend hübsch, vielleicht sogar hübscher als das Olga's.

Ihm wurde so wohl in dieser milden, vergebenden Stimmung, so gemüthlich, daß er sich auf eins der Bänkechen setzte, die bei jedem Hause des Vorfleckens neben der Tür oder Pforte angebracht waren, und sich freundlich mit den Leuten unterhielt, die ihn ehrerbietig grüßten.

Er erinnerte sich erst spät daran, daß es fast Abend und daher die höchste Zeit sei, das Mittagessen einzunehmen, an das er bis jetzt nicht gedacht hatte. Mit dem Gedanken an das Essen meldete sich der Hunger, und zwar sehr empfindlich. Hoffentlich hatte Tschernow dafür gesorgt, daß man seine Portion aufbewahrte. Mit Sicherheit ließ sich darauf nicht rechnen. O, wenn dieses Zigeunerleben doch erst zu Ende wäre! Wenn er seine eigene Wirtschaft hätte!

Er schritt schnell durch die Gasse, die vom Bachufer über den Hauptplatz zu Tschernow führte. Er erreichte eben die Ecke, um die man zum Gefängnis einbiegen mußte, und in seiner Eile überrannte er fast zwei Damen, welche aus der Quergasse traten.

„Ach, mein Gott!“

„Pardon, mesdames!“

Sie fuhren links und rechts auseinander. Er griff an die Mütze. Fort waren sie, und fort war er, sie in die Verlängerung der Quergasse, er in gerader Richtung zum Hauptplatz und zu Tschernow. Er war über die unerwartete Begegnung ganz aus dem Häuschen geraten, war rot geworden wie ein Schuljunge und strebte vorwärts, indem er den Kopf mehrmals hastig zurückwandte, wobei er dem jungen Okolitsch, der mit einem Stoße Hefle aus dem Schulhause kam, fast die Beine abgetreten hätte. Es kam nicht dazu, denn Okolitsch wich ihm vorsichtig aus, warf ihm dafür aber während des Grußes einen Blick zu, der sich etwa verdolmetschen ließ: Hätte ich dich, Klegel, im Walde!

Wenn der Mensch Unglück hat, so hat er Unglück, und stellt sich Glück ein, so kommt es haufenweise. Das letztere war diesmal mit Wolski der Fall. Als er, in seiner Stube angekommen, seinen Geldvorrat untersuchte, stellte es sich heraus, daß er noch genug besaß, um sich bei Utjanow ein neues Paar Handschuhe zu kaufen, zweitens brachte ihm die Wäscherin am nächsten Morgen einen frisch gewaschenen und gebügeltten Kittel, und drittens hatte er zur Frühstückszeit kaum die Straße betreten, unter den Sonnenstrahlen glänzend vor Sauberkeit, als er die beiden Mädchen in kurzer Entfernung vor sich sah.

„Ah, jetzt können sie mir nicht entgehen!“ dachte Wolski. Er ahnte nicht, daß sie ihm gar nicht entgehen wollten, sondern zusammen auf der Straße waren, weil sie die Begegnung suchten, gerade so wie er selbst. Das war der Grund, warum man sie in den letzten Tagen so viel in den Gassen des Fleckens sah. Olga tat es einigermaßen gezwungen, um Marja gefällig zu sein. Diese aber hatte es sich in den Kopf gesetzt, mit ihm bekannt zu werden, um an ihm nach Suikos Rat Männerstudien zu treiben.

Marja war es auch, die ihn zuerst bemerkte. Sie stieß die Freundin an.

„Da ist er. Hoffentlich wird er grüßen.“

Freilich grüßte er, indem er einen Schritt zur Seite trat, um ihnen Raum zu geben. Wie elegant, wie schwungvoll grüßte er!

„Einen angenehmen Morgen, mesdames!“

Olga hatte nach ihrer Art vor sich niedergesehen. Jetzt neigte sie ein wenig den Kopf. Marja hatte ihm zuvorkommend lächelnd entgegengeschaut. Den Kopf neigte sie nicht, aber sie antwortete laut:

„Auch Ihnen, Herr Polizeimeister!“

Eine gelungenere Herausforderung zur Anknüpfung eines Gesprächs ließ sich gar nicht ausdenken. Von neuem an die Mütze greifend, machte er Kehrt und schritt neben ihnen her.

„Meine Damen, Ihre Anrede zwingt mich, auf die Gefahr hin, Ihnen lästig zu werden, das Wort zu nehmen und mir zu erlauben, mich Ihnen förmlich vorzustellen und zugleich einen kleinen Irrtum zu berichtigen.“ Er küftete zum drittenmal die Mütze. „Wolski, Wladimir Swanowitsch, von der Polizei, aber leider nicht Polizeimeister, sondern eine der kleinsten Speichen im Rade, nur Polizeiaufseher dieses Fleckens.“

„Nu,“ sprach Marja gerade heraus wie zu einem alten Bekannten, „der Unterschied ist nicht groß. Sie kommandieren die Polizei im Flecken. Für uns Bewohner sind Sie also und bleiben Sie der Polizeimeister. Ob Sie dagegen reden oder nicht, das ist einerlei.“

„Mascha,“ erinnerte Olga, „der Herr hat sich uns vorgestellt. Ich bin die Tochter des Hauptmanns außer Dienst Schejin, Olga Andrejewna.“

„Sehr erfreut,“ versetzte Wolski mit der Mütze in der Linken und schielte nach ihrer Hand in dem langen Glacehandschuh, ob dieselbe sich ihm nicht entgegenstreckte, „sehr erfreut. Ich habe die Ehre, Ihren Papa flüchtig . . .“

„Was für unnütze Zeremonien!“ rief Marja dazwischen. „Als ob Wladimir Swanowitsch nicht wüßte, wen er vor sich hat!“

„Mein Fräulein,“ erinnerte Wolski, „ich habe, das heißt, ich glaube Sie schon einige Male — auf der Straße — wenn ich nicht irre —“

„Lügen Sie nicht,“ unterbrach Marja. „Sie wissen längst, daß ich Tit Gri-gorjewitsch Bottscharows Tochter bin. Auch gestern wußten Sie es, als Sie uns zu Drei zerstampfen wollten.“

„Mein gnädiges Fräulein,“ versicherte er, „eine so verbrecherische Absicht habe ich natürlich nicht . . .“

„Nicht? Was wollten Sie dann? Pfannentuchen aus uns machen? Öl aus uns pressen?“

„Nichts dergleichen. Ich hatte Eile. Der Dienst nimmt mich so in Anspruch, mißt mir die Zeit so knapp zu, daß . . .“

„Daß Sie Menschen für altes Gerümpel ansehen, das man aus dem Wege wirft.“

„Mein Fräulein, ich versich . . .“

„Mein Herr, ich erkläre Ihnen, daß . . .“

„Aber, mein Fräul . . .“

„Sie damit eine große Grobheit gesagt haben. So, jetzt wollen wir wieder weiter gehen. Ich und Olenka, wir wollen nämlich über die Brücke und bis zur Poststation spazieren. Wir haben die alte Station seit dem vorigen Jahre nicht gesehen.“

„Mesdames,“ sprach Wolski, „ich bin so in die Enge getrieben, daß ich, um die Möglichkeit zu finden, mich zu rechtfertigen, eine große Bitte an Sie richten muß.“

„Welche Bitte?“

„Sie möchten mir gütigst erlauben, Sie zur Station zu begleiten, denn in zwei oder drei Worten wird es kaum . . .“

„Wir zetteln mit Olenka keine Verschwörung an, haben daher auf unseren Spaziergängen keine Geheimnisse zu verhandeln, sondern suchen Zerstreuung, und da Sie zu derselben vielleicht beitragen können, so ist Ihnen hiermit die Erlaubnis gnädigst erteilt.“

„Auf Ihren Spaziergängen?“

„Sagte ich so?“

„Gewiß, mein Fräulein, parole d'honneur!“

„Na, dann, meinethwegen. Was gesagt ist, bleibt gesagt.“

So ging die Unterhaltung fort. Marja führte das große Wort, während Olga dann und wann treffende Bemerkungen einflocht, durch die Wolski gezwungen wurde, auf seiner Gut zu sein und wohl zu überlegen, was er sprach.

Als sie in den Flecken zurückkehrten und sich trennten, reichten beide Mädchen dem neuen Bekannten die Hand, und Marja fragte nachweis, ob seine Gage so groß sei, daß er stets so neue Handschuhe tragen könne.

„Meine Gage,“ lächelte er verächtlich, „ist allerdings so groß, daß sie gerade zu den Handschuhen reicht, weiter aber zu nichts.“

„Und wovon schaffen Sie das übrige zum Leben Nötige an?“

„Mein Vater ist Gutsbesitzer“, erklärte er trocken.

Er log nicht. Sein Vater war wirklich Gutsbesitzer in einem entlegenen Kreise. Das Gütchen war aber unendlich klein. Wenn der Sohn auch fleißiger gewesen wäre, hätte er das Gymnasium doch nicht bis über die Mittelklassen hinaus besuchen können, weil die Einnahmen vom Gütchen dazu nicht reichten.

Am dritten Tage wußte Wolski beim Abschiede die Unterhaltung recht geschickt so zu führen, daß seine Frage sich von selbst machte, ob die Damen nichts dagegen hätten, wenn er sich erlaube, bei ihnen im Hause seine Visite abzustatten.

„Papa empfängt jeden Besuch freundlich,“ antwortete Olga ohne Bedenken. Marja zog die Brauen hoch.

„Mir wäre es angenehm,“ versicherte sie gerade heraus. „Aber ich weiß nicht, wie Papa sich dazu stellen wird. Visiten sind bei uns nicht Mode. Wer kommt, kommt in Geschäften.“

„Die Tür wird Tit Grigorjewitsch mir doch hoffentlich nicht weisen?“ meinte Wolski lächelnd und etwas empfindlich.

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete Marja. „Aber, wissen Sie, es wäre besser, Sie machten keine Visite, sondern kämen so geradezu wie ein guter Bekannter, zum Beispiel, um mich zu einem verabredeten Spaziergange abzuholen.“

„Ich möchte doch gern — die Form, wissen Sie —“

„Oh, dann versuchen Sie es doch,“ lachte sie mutwillig.

Die Mädchen trennten sich diesmal, ohne Bemerkungen über ihn auszutauschen. Sie begannen ihrerseits ebenfalls sich für den glänzenden Polizeibeamten zu interessieren, und — sie begriffen es selbst noch nicht, aber es war ihnen so, als ob das Spazieren zu dreien ein Klein wenig lästig sei.

Am nächsten Tage, einem Sonntage, blieben die Mädchen zu Hause, um Wolski zu empfangen. Marja rechnete mit Gewißheit darauf, daß Wolski heute zu ihr kommen werde. Warum sie glaubte, daß er sich zuerst bei ihr einfinden müsse, davon hätte sie keine Rechenschaft ablegen können. Es war wohl die Einwirkung des im Vaterhause zur Gewohnheit gewordenen Bewußtseins, überall voran zu stehen, die erste Rolle zu spielen. Und zweitens rechnete sie darauf, daß auch Olga bei ihr sein werde. Daß Olga heute ebenfalls den Aufseher erwartete, kam ihr gar nicht in den Sinn. Darum hatte sie die Mutter nicht in die Kirche begleitet. Jetzt war es über elf. Der Gottesdienst war aus. Anna Dmitrijewna kam aus der Kirche gefahren. Die beleibte Frau benutzte sogar für die Strecke zur Kirche und zurück die Kutsche. Olga zeigte sich nicht, und Wolski mußte bald da sein. Marja stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße. Zuletzt ergriff sie den Sonnenschirm und eilte zu Schejins, um Olga zu sich zu holen. Dort fand sie die Freundin mit dem Vater und Wolski im Garten.

Wladimir Iwanowitsch war so früh gekommen, weil Olga ihm gesagt hatte, daß man bei ihr zu Hause zeitig aufstehe, wie auch, daß der Vater selten in die Kirche gehe und namentlich in der Sommerzeit durch keine Gewalt aus dem Garten gebracht werden könne, wo es so schattig und angenehm sei. Er war von der Magd in den Garten gewiesen, wo er schwungvoll erklärte, er habe es für seine Pflicht gehalten, sich zu erkundigen, wie es dem Fräulein nach dem gestrigen ermüdenden Spaziergange gehe. Schejin hatte ihm zuvorkommend die Hand geschüttelt und ihn gebeten, da es doch Sonntag sei, zu bleiben und mitzuspeißen. Nach einigem Zögern und Hindeuten auf seine Dienstpflichten hatte er sich überreden lassen, die Visite in einen längeren Besuch zu verwandeln und hatte die Mütze und den Säbel abgelegt.

Marja war fast gelähmt vor Erstaunen. Ärger fühlte sie nicht. Es war ihr fürs erste nur ganz unbegreiflich, daß sie ihn hier fand. Als sie gar hörte, daß er zu Mittag bleibe, grüßte sie kurz und ging.

Die Folge war, daß sie sich am Montag nicht beeilte, früh aufzustehen, wie sie bisher getan hatte, um zum Ausgehen fertig zu sein, sobald Olga erschien. Als diese kam, begann sie eben ihre Morgentoilette, und ohne sich lange zu bedenken, ließ sie sagen, sie sei unwohl und noch im Bett. Sie bedauerte bald diesen Bescheid, und als Olga am Nachmittag sich wieder einfand und besorgt fragen ließ, wie es Marja Titowna gehe, lief sie selbst hinaus — die Nührung erhielt die Oberhand, und die Freundinnen umarmten und herzten sich, als hätten sie sich Jahre nicht gesehen.

Das Einvernehmen war hergestellt. Ganz war es aber doch nicht das frühere Verhältnis. Sie gingen wieder zu dreien spazieren, aber Marja verhielt sich dabei stiller, zeigte sich manchmal boshaft in ihren Reden, und ihr sprudelnder Übermut kam gewöhnlich nur auf kurze Zeit zum Durchbruch. Als sie am Donnerstag, weil ihr das Wetter nicht gefiel — so sagte sie — zum Nachhausegehen drängte und Wolski sich an ihrer Tür nicht beiden Begleiterinnen empfahl, sondern mit Olga weiter wanderte, schützte sie am Freitage Kopfschmerz vor und blieb im Zimmer. Am Sonnabend dagegen war sie lustig und unbändig wie an den ersten Tagen.

Sie erwartete für diesen Sonntag mit Bestimmtheit die Visite Wolskis. Sie unterließ es nicht, die Eltern einigermassen vorzubereiten, weil sie die Möglichkeit zugeben mußte, daß der Vater oder die Mutter ihn schnöde abweisen könnte.

„Weißt du, Pappchen,“ sagte sie mit gehobenen Brauen, „daß ich mit unserem Polizeimeister Freundschaft geschlossen habe?“

„Mit was für einem Polizeimeister?“

„Mit Seiner Wohlgeboren Wladimir Swanowitsch Herrn Wolski, dem Polizeimeister des Fleckens“, berichtete sie langsam und mit komischer Wichtigkeit.

„Puh, Närrin!“ lachte Bottscharow. „Und ich horchte und dachte, wo sie einen Polizeimeister festgekriegt haben könnte.“

„Nu,“ fügte Anna Dmitrijewna wegwerfend hinzu, „da hast du etwas Schönes gefunden, um Freundschaft zu schließen! Polizeiaufseher!“

„Wie so, Mammchen!“ rief Marja. „Er ist ein gebildeter junger Mann, Beamter.“

„Eine kahle Ratte.“

Der Vater nickte dazu beistimmend mit dem Kopfe.

„Das ist es eben,“ eiferte Marja, „daß es bei ihm nicht zutrifft. Sein Vater ist Gutsbesitzer.“

„So!“ sagte Bottscharow. „Wolski? Wolski? hm, ich kenne doch alle bedeutenderen Gutsbesitzer des Gouvernements dem Namen nach, aber Wolski“ — er bewegte verneinend den Kopf — „ich kann mich nicht erinnern. Vielleicht ist er aus einem anderen Gouvernement. Und ihr seid Freunde geworden?“ lächelte er.

„Dicke, Papa.“

„Das freut mich.“

„Im Ernst, Papa. Er hat mich mit Olga beim Spazierengehen begleitet. Du hast doch nichts dagegen?“

„Gott bewahre! Wenn es dir Freude macht, immerzu. Ist der Polizeiaufseher mit euch, wird euch wenigstens kein Betrunkener anrühren.“

Bald nach dem Schlusse der sonntäglichen Vormittagsmesse — die gewöhnliche Visitenzeit — zog Wolski an Wotscharows Haustür die Klingel. Eine Magd öffnete.

„Ist Grigorjewitsch zu Hause?“

„Zawohl. Treten Sie ein.“

Sie führte ihn ins Vorzimmer.

„Gleich“, sagte sie und begab sich rechts zu einer halbgeöffneten Tür.

„Der Polizeiaufseher fragt nach Tit Grigorjewitsch.“

Hinter der Tür befand sich das Kabinett des Kaufmanns neben dem Saal, in den man aus dem Vorzimmer geradeaus mußte. Im Kabinett saß Wotscharow, der eben aus der Kirche gekommen war, in eifrigem Gespräch mit Alexej Petrowitsch Glebow, seinem ersten und ältesten Kommiss.

„Wie Sie befehlen,“ hatte Glebow eben gesagt, „aber der Graf ist ein stolzer Herr, der feilscht nicht gern. Bieten Sie ihm nicht gleich einen annehmbaren Preis, so läßt er uns ganz fallen und holt sich einen Kaufmann von anderwärts.“

„Hahaha!“ lachte Wotscharow, „woher kriegt er einen, der es wagte, gegen uns zu gehen?“

„Nu,“ meinte Glebow, „hier im Kreise vielleicht nicht, aber im Gouvernement oder auch von weiter her, aus einer großen Stadt.“

„Dummes Zeug, Bruder. Wir wollen es darauf ankommen lassen. Biete ihm, wie ich gesagt habe. Zulegen können wir immer noch. Entgehen lassen wir uns das Waldstück nicht, und einen fremden Händler wollen wir hier unter unserer Nase nicht dulden. So ist es.“

„Wie Sie befehlen.“

Da trat die Magd mit der Meldung in die Tür.

„Der Polizeiaufseher?“ fragte Wotscharow. „Was will er?“

„Fragt nach Ihnen.“

„Was ist das für eine neue Mode! Wenn die Polizei etwas nötig hat, warum schickt sie mir keine schriftliche Benachrichtigung? Geh doch, Alexej, frage ihn.“

„Erlauben Sie zu erfahren, in welcher Angelegenheit Sie kommen?“ wandte Glebow sich im Vorzimmer an Wolski.

„Ich komme zur Visite.“

„Ist zur Visite gekommen,“ rapportierte Glebow im Kabinett.

„Visite!“ rief Wotscharow, dessen Kopf voll von dem Waldhandel mit dem Grafen war, so daß an das Gespräch, das er gestern mit der Tochter gehabt hatte, die leiseste Erinnerung fehlte. „Was ist das für Unsinn! Visiten werden bei uns zu Neujahr und zu Ostern gemacht. Dann ist er mir willkommen. Ich habe keine Zeit zu neuen Moden. Sage ihm das.“

„Man bittet zu Neujahr oder zu Ostern . . .“

Glebow wollte den Bescheid Wotscharows treulich wiederholen, aber Wolski hatte bereits genug an des Kaufmanns eigenen Worten. Er war hinaus und hatte die Tür krachend hinter sich zugeworfen, ehe der Kommiss weiterreden konnte.

„Gerechtigkeit!“ brummte Wotscharow im Kabinett. „Hat nichts zu tun und beunruhigt aus Langeweile andere Leute. Diese Narrenmoden!“

Dann vertiefte er sich mit dem Kommiss wieder in das Holzgeschäft.

Marja hatte den Bescheid, welchen Wolski am Vormittage vom Vater erhielt, im Saal mit angehört. Sie war erschrocken, entsetzt, so daß sie den Atem eingehalten und still gestanden hatte wie ein Dieb, der eben eingebrochen ist und im Nebenzimmer Geräusch hört. Sie sah darauf durch das Fenster, wie der Polizeiaufseher mit verstörtem Aussehen die Straße hinunterlief, und flüchtete hinter den Vorhang. Als sie dort stand, die Hände gegen die Brust gepreßt — sie begriff nicht, wie es kam — erschien ihr der Vorfall plötzlich im höchsten Grade komisch.

„Wie der abging!“

Sie mußte lachen. Sie machte sich sogleich Vorwürfe wegen dieser unzeitigen Heiterkeit. Es half nicht. Das Lachen übermannte sie, schüttelte sie, trieb ihr Tränen in die Augen. Sie setzte sich und mußte immerfort lachen. Sie konnte den Gedanken nicht loswerden:

„Wie der abging!“

Bei dem Mittagessen erinnerte Wotscharow sich an die Sache.

„Ach,“ sprach er, „da war dein Aufseher, Marja. Er wollte Visite machen, wie er sagte. Jetzt fällt mir erst ein, er wollte vielleicht zu dir.“

„Sehr nötig!“ warf Anna Dmitrijewna spöttisch ein.

„Warum sagte der Narr denn nicht so! Er fragte nach mir. Nun, hole ihn der Teufel. Er mag ein anderes Mal wiederkommen.“

Marja war bei den ersten Worten des Vaters etwas rot geworden. Dann kam es aber wieder über sie. Sie lachte, lachte krampfhaft. Die Eltern sahen sie verwundert an, bis sie mit Gewalt hervorstieß:

„Wie der abging!“

Da lachte auch Tit Grigorjewitsch vollständig zufrieden und meinte:

„Ja, ich glaube, daß er nicht schlecht abging. Er schlug sogar die Tür zu, daß es dröhnte. Eine solche Kanaille!“

Am Nachmittage tat der Vorfall dem Mädchen schrecklich leid. Sie wollte gutmachen, soviel sie konnte, und zu diesem Zweck zu Olga gehen. Sie war überzeugt, sie werde Wolski dort antreffen. Sie wollte aufrichtig erzählen, wie der Vater, in Geschäfte vertieft, die Visite auf sich persönlich bezogen habe, wollte Wolski zu einem bestimmten Tage einladen und ihm versprechen, zur angesetzten Stunde selbst im Vorzimmer auf ihn zu warten.

„Mehr kann ich doch nicht tun“, sagte sie völlig richtig zu sich selbst.

Sie nahm den Hut und Sonnenschirm und trat auf die Straße. Da schritt Wolski eben stramm und stolz vorüber. Er warf nicht einmal einen Blick nach ihrer Seite.

„Wladimir Swanytsch, Wladimir Swanytsch! Ich gehe mit Ihnen“, rief Marja und sprang auf ihn zu.

Er hob den Kopf noch stolzer und bewegte sich mit verlängerten Schritten vorwärts. Alles, was Wotscharow hieß, existierte für ihn nicht.

Rot wie in Blut getaucht stand das Mädchen in der Mitte der Straße. Die Knie waren ihr eingeknickt, und der Hals hatte sich zwischen die Schultern gezogen. Wieder perlten Tränen ihr aus den Augen, doch diesmal nicht vor Lachen. Sie

schlich still in das Haus, in ihr Zimmer, warf sich auf das Bett und weinte. Solche Behandlung, solche Nichtachtung war ihr zum erstenmal in ihrem Leben entgegengetreten. Sie weinte lange, war dabei vom Mittagessen noch so voll und schwer, und in dem zur Sonnenseite gelegenen Zimmer wirkte trotz der niedergelassenen Vorhänge die Hitze so erschlaffend, daß sie zuletzt einschlief. Sie war noch gar nicht weit aus den Kinderschuhen heraus, die neunzehnjährige Marja Wotscharow.

Die Ungezogenheit Wolskis bildete einen Abschnitt in der Entwicklung der Kaufmannstochter. Das bisher gutmütige und übermütige Kind zeigte sich hochmütig, bei geringfügigen Anlässen ausfahrend und schnöde. Die frühere herzliche, drollige Unbändigkeit hatte jetzt meist eine beleidigende, kränkende Färbung.

Olga kam zweimal, erhielt beide Male den Bescheid, Marja Titowna könne sie nicht empfangen, und blieb dann fort.

Marja spazierte zu Hause im Garten umher, fuhr mit der Mutter aus oder ließ sich von Sjurikow zum Gute hinauskutschieren.

Wolski war unterdessen fast täglicher Gast im Hause und im Garten Schejins. Und Olga? In der Einsamkeit, in der sie mit dem Vater lebte, war ihr Wolskis Besuch im ganzen recht und sogar angenehm. Zumal seit die Freundschaft mit Marja ein unheilbares Ende gefunden zu haben schien, war ihr Umgang auf den Vater und Wolski beschränkt. Warum Marja so plötzlich gebrochen hatte, konnte sie sich nicht erklären. Wolski hatte mit Grimm und Hohn erzählt, wie er vom alten Wotscharow behandelt worden war. Daß er sich gegen Marja eine viel größere Unverschämtheit erlaubt hatte, davon schwieg er wohlweislich, und — zu seiner Rechtfertigung muß hinzugefügt werden, er gestand sich nachträglich sein Unrecht ein, bereute zwar nicht gerade sein Benehmen, billigte es aber auch nicht.

Regte sich in Olga ein Gefühl für den glänzenden Polizeiaufseher? Anfangs war es ihr schmeichelhaft, daß er seine freie Zeit ihr zur Verfügung stellte. Sie machte sich sogar Vorwürfe, daß sie ihn möglicherweise zu viel in Anspruch nehme und dadurch nachteilig auf den Dienst einwirke. Es tat ihrer Eitelkeit wohl, daß er sich ihrem Geschmack, ihren Einfällen unterordnete und mit allem einverstanden war, was ihr in den Kopf kam. Das Bewußtsein, ihn zu beherrschen, hatte nicht geringen Reiz. Macht ist ein leerer Begriff, wenn sie nicht ausgeübt wird, und da das Ausüben seine Gegenwart bedingte, so sah sie ihn gern kommen, beunruhigte sich, wenn er sich verspätete, verspürte eine Art von Leere, wenn er ausblieb.

Als sie beide an einem schönen Abend gegen das Ende des Juli noch ein Stückchen auf die Chaussee hinausgingen, ehe er in den Flecken zurückkehrte, begegneten sie dem Kaufmann Wotscharow, der in einem leichten Wagen vom Gute kam. Olga errötete und hielt den Schirm vor. Es war ihr unangenehm, daß er sie mit Wolski allein traf. Wotscharow war aber gerade gut gelaunt, befahl dem Kutscher zu halten und rief sie an:

„Olga — ja, hole es der Teufel! den Vaternamen habe ich natürlich vergessen. Guten Abend, Fräulein! Und auch dir einen guten Abend, Eure Wohlgeboren! Warum geht ihr nicht mehr mit meiner Tochter spazieren? Erst waret ihr unzertrennlich, und jetzt ist sie für sich, und ihr seid für euch. Nicht gut, bei Gott, nicht gut.“

„Tit Grigorjewitsch,“ sagte Olga, „Mascha will mich nicht mehr kennen. Ich bin zweimal zu ihr gegangen. Sie nimmt mich nicht an.“

„Sieh doch, was für eine Viper!“ meinte Botscharow. „Das hat sie von der Mutter. Ich will ihr den Kopf waschen. Und auch du, Eure Wohlgeboren, bist ebenso. Bist einmal zu mir gekommen und zeigst dich nicht mehr. Nu, ich habe keine Zeit. Und was könnte ich auch mit dir schwagen! Aber Mascha, das ist etwas ganz anderes. Nun gut, ich werde mit ihr sprechen. Treibe an, Nja.“

Er hob dabei den Hut. Olga nickte, und auch Wolski führte die Hand an den Mützenfchirm. Der Fleckenälteste und Obmann der Kaufleute war immerhin eine gar einflußreiche Person.

Botscharow hielt Wort wie gewöhnlich.

„Höre einmal, du, Prinzefz,“ sprach er zu Marja, „was ist es, daß die Leute sagen, du hättest deine Freundin abgewiesen, als sie zu dir kam?“

„Was für eine Freundin, Papa?“ fragte sie, als ob sie nicht wüßte, von wem er redete, zog dabei aber die Brauen hoch.

„Ehehel!“ rief er aus. „Das ist es also! Sie ist nicht mehr deine Freundin! Habt euch verzannt. Wohl des blanken Aufsehers wegen? Ach, ihr, Weibergeschlecht! Lange Haare und lange Zungen, aber der Verstand ist kurz. Was dachtest du? Den Aufseher zu heiraten? Närrin! Närrin! Laß . . .“

„Ich habe nie an solchen Unsinn gedacht, Papa.“

„Nicht? Um so besser. Bist mein kluges Mädchen. Aber laß die Komödie und gehe wieder mit ihnen, so, weißt du, des Anstandes wegen. Es braucht ja nicht oft zu sein, wenn es dir nicht gefällt. Ich kann den Hundesohn, den Utjanow, auch nicht leiden, möchte ihn ersäufen. Und er? Er spuckt zur Seite, wenn er mich kommen sieht. Aber ich ziehe den Hut und sage: Wie leben Sie, Platon Michajewitsch? Und er neigt sich und antwortet: Es geht, durch Ihre Gebete, Lit Grigorjewitsch! Siehst du, Närrchen, so macht man es mit den Leuten.“

Ob Marja sich durch die Worte des Vaters bestimmen ließ, oder ob ihr das Meiden der Straße schon langweilig war, sie begann wieder kurze Gänge zum Bache oder zur Poststation zu unternehmen.

Sie kam vom Bache und nahm ihren Weg über den Marktplatz des Fleckens, wo gerade Handelszeit war. Sie sah dort Wolski, wo er mit einem Schutzmann die Bauern und Fuhrer zwang, Reihe und Ordnung zu halten. Sie wich von ihrer Richtung nicht ab, sondern ging hart an ihm vorüber. Er hatte ihr den Rücken zugewandt und schrie grob und mit Benutzung unanständiger Worte auf die Bauern ein. Sie betrachtete ihn höhnisch. So war er ganz der Flegel, der sie vor ihrer Haustür nicht allein nicht — si, sie wollte daran gar nicht denken. Er trat eben einen Schritt zurück und ihr fast auf die Behen. Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Sie fühlte sich als Tochter des reichsten Mannes, des Ältesten und Vorstehers des Fleckens.

„Ich bitte, Herr Aufseher, meine Füße zu verschonen!“ herrschte sie.

„Pardon, madame!“ rief er, indem er sich mit einem Sprunge wandte und an die Mütze griff.

„Ach, Marja Titowna! Verzeihen Sie, Marja Titowna.“

Er hätte sie wohl auch gegrüßt, wenn er sie rechtzeitig gesehen hätte, aber in der Überraschung fiel der Gruß ungewöhnlich zuvorkommend und tief aus.

Sie machte eine unendlich hochmütige, kaum merkliche Kopfbewegung und schritt weiter.

Das Eis war aber doch gebrochen. Er begegnete ihr darauf noch einigemal und grüßte. Sie dankte.

„Wie befinden Sie sich, Marja Titowna?“ fragte er einmal, als er sich, mit der Hand an der Mütze Front machend, an den Rand des schmalen Trottoirs drängte, um sie vorbeizulassen.

„Ich danke,“ antwortete sie kurz, aber nicht abweisend.

„Sagen Sie, ich bitte,“ setzte sie, wie einem plötzlichen Einfall folgend, hinzu, indem sie den Schritt hemmte und den Kopf zurückwandte, „was macht Olga? Sie besuchen sie doch noch!“

„Ich gehe manchmal hin,“ sprach er zögernd. „Sie — sie denkt, daß Sie sie nicht sehen wollen.“

„Ich weiß nicht, was ich ihr getan haben sollte,“ sagte sie herb und nickte zum Abschied. „Grüßen Sie sie.“

„Zu Befehl, Marja Titowna.“

(Fortsetzung folgt.)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 12. November 1910.

Potsdamer Nachklänge — Rußland in Persien — Frankreich und Deutschland — Freiherr von Schoen — Die innere Lage — Der Heeresetat.

Gleich nach seiner Heimkehr aus Potsdam hat Herr S. D. Sfasonow einen Vertreter der „Nowoje Wremja“ zu sich bestellt, um die öffentliche Meinung in Rußland über die Ergebnisse der Zusammenkunft zu beruhigen. Solche „Beruhigung“ tat besonders deshalb not, weil man in Rußland einerseits glaubt, die Zeiten der Heiligen Allianz mit ihren bösen Folgen für die innere Politik könnten zurückkehren, und weil andererseits angenommen wird, Deutschland beabsichtige im nahen Orient in die russischen Interessen einzudringen. Die liberale Presse, die sonst Träger des zuerst genannten Gedankens ist, hat sich gegenwärtig nicht geäußert; wohl aber hat „Nowoje Wremja“ den Befürchtungen wegen der Orientpolitik in einem Leitartikel Ausdruck gegeben, den der Herr Minister fünf Stunden vor Petersburg, in Luga, zu Gesicht bekommen haben mag. Dieser Leitartikel (Nr. 12437 vom 8. November) weist unter der Spitzmarke „Ewig dasselbe“ die Sorge zurück, Herr Sfasonow habe sich in Potsdam durch die Aufmerksamkeiten des ihm zuteil gewordenen Empfanges einwickeln lassen. Das geschieht aber in solcher Form, daß der Leser am Schluß die Überzeugung haben muß, Sfasonow sei doch über's Ohr gehauen worden und Rußland mache sich lediglich zum Werkzeug der deutschen Politik, insonderheit einer Annäherung Deutschlands an England. „Solche Hintergedanken entstehen leider angesichts der außergewöhnlich ehrenvollen Begrüßung unseres künftigen Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten durch die deutsche Presse... O, wie einfach würden sich alle russisch-deutschen Fragen erledigen, wenn die Führer der deutschen öffentlichen Meinung nicht an Größenwahn litten und die russischen Diplomaten nicht für